

Interhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 232.

Dienstag, 5. Oktober

1926.

(20. Fortsetzung.)

Frau Eltens Töchter.

Roman von J. Schilling v. Kanstatt.

(Nachdruck verboten.)

„Lilia!“ sagte er leise, und das zärtliche Lächeln von einst erhellt sein Gesicht. „Du wirst es vergessen, Lilia, all das Leid, was wir uns angetan!“, und mit starkem Arm zog er sie empor.

Sie lag an seinem Herzen, sie fühlte seine Küsse auf ihren Augen, auf ihren Lippen, und mit der ganzen Seligkeit ihrer jungen Liebe wußten sie es heute: „Nichts konnte sie mehr trennen — als nur der Tod!“

Dicht aneinander geschmiegt bauten sie die Zukunft auf, besprachen sie das Nächstliegende, wie der Vater am besten gewonnen werden könne, ihren Wünschen und Bitten nun nicht verschließen würde.

„Und schlechtesten Falles warten wir eben, Hansi, mein Schatz! Auch die längste Zeit vergeht!“ sagte Lilia lachend. „Wir sind ja beide noch so jung, wir haben noch viel Zeit!“

„Ja, Lilia, Herzlieb, zu lang warte ich nicht, weißt du! Ich bin unterdessen eine ganz gute Partie geworden, mußt du wissen! Der alte Onkel Theobald ist vor einem Vierteljahr gestorben und hat mir 60 000 Mark hinterlassen!“

Sie jubelte auf.

„Hansi, du schlechter Mensch, das sagst du jetzt erst. Dann reicht es ja, denn ich habe doch von Großmutter 20 000 Mark Patengeld, du weißt doch!“

Er wußte gar nichts, nichts, das Glück hatte ihn ganz benommen.

Die Sache mit dem Mammon konnte später erledigt werden, da war noch viel Zeit! Dazu war die Stunde mit ihrem Zauber zu kostbar!

Er sagte es ihr leise in das winzige Ohr und sie gab ihm recht.

Sie sprachen nichts mehr — sie lächelten sich, immer wieder, immer wieder.

Da hielt der Zug, Görlitz war erreicht, das Scheiden kam.

„Zum zweiten Feiertag trete ich an bei deinem alten Herrn! Mach's gut, Lilia, Süße!“

Sie nickte lächelnd ihm zu. „Auf Wiedersehen ... Wiedersehen!“

Schon lebte sich der Zug wieder in Bewegung und er sah ihn entseilen mit leuchtenden Augen, das Schönste und Heiligste war ihm von neuem geschenkt — Lilias Liebe!

Und in die Seligkeit, die sein Herz erfüllte, drängte sich noch eine ernste Freude.

Er fühlte es wohl, das Leid, das selbstverschuldete, hatte Lilia innerlich reisen lassen.

Sie war nicht mehr so tändelnd und spielerisch ihm gegenüber wie einst, einträumerischer Ernst lag über ihrem ganzen Wesen — ein bräutlicher Zauber, der ihn von neuem unlöslich an sie band.

Bürgermeister Luzius saß vor dem breiten Schreibtisch seines Zimmers.

Es war Spätnachmittag und Feiertag — Weihfesttag.

Die Flügeltüren nach dem Salon standen weit offen. Von seinem Platz aus sah er auf die schöne Edeltanne, die inmitten des großen Zimmers stand, nur mit weißen

Wachslaternen und schimmernden Lamettafäden geschmückt.

Geheimnisvoll leuchtete der Baum aus der Dämmerung, der feine Duft seiner Nadeln zog durch den Raum.

Sein Blick glitt durch das breite Fenster über die verschneiten Dächer, über die schneeflimmernde, schmale Straße.

Glockensäulen zog durch die Luft!

Wie still, wie feistlich das war, dort draußen, hier drinnen!

Lange nicht war ihm das Fest so weihevoll, so schön erschienen wie in diesem Jahre!

Eine dankbare Stimmung, voll Freude erfüllte sein Herz.

Und wieder griff er nach dem Brief, den die Nachmittagspost gebracht, dem Dankbrief von Susi Elten. Er las:

Lieber Onkel Manfred!

Von all den schönen Gaben, die mir das Christkind brachte, ist doch Dein Brief, der die Einwilligung zu Ernas Hochzeit für die Osterfesttage gibt, das Allerschönste gewesen.

Eine so frohe Stimmung erfüllt unser altes Forsthaus, daß ich nur wünschte, die Einladungen zur Jagd wären schon ergangen und Du wärest hier!

Solch einen wundervollen Winter hatten wir seit Jahren nicht!

In blauweiß leuchtenden Schnee ist unser altes Haus eingebettet, und der Kutscher hat uns erst einen Weg zur Chaussee bahnen müssen.

So herrlich sah ich den Wald noch nie! So kirchstil in seiner Rauhreifpracht!

Und die schwarzgrünen Tannen zu Seiten unseres Hauses dünten mit die Wächter in meinem Zauberreich.

Erna, Manfred und ich haben nun mit Skilaufen begonnen, es ist ganz leicht, kann ich Dich versichern. Herrlich nehmen sich meine Teckel dabei aus, das jault und tobt wie die wilde Jagd hinter mir her, und am liebsten stieß ich oft einen Jauchzer nach dem anderen aus — so froh bin ich!

Vater hat mich neulich in meinem weißen Skizug aufgenommen, ich leg Dir ein Bild davon in den Brief.

Mitte Januar ist die erste Jagd im neuen Jahr, und ich zähle die Tage bis dahin!

Denn dann kommst Du und ich kann Dir mein neues Märchen vorlesen.

Keinem Menschen könnt' ich es zeigen, mein Ge- schreibsel — nur Dir!

Ich glaube, ich könnte das Schwerste vollbringen, wenn Du mich darum bitten würdest.

Das nennt man wohl Vertrauen, nicht wahr? —

Mit meinen französischen Studien komme ich nur langsam vorwärts.

Mutter braucht mich zu viel im Haushalt.

Du fragst mich, ob ich mich auf die Reise mit Dir und Lilia freue? Ach, Onkel Manfred, ich kann nicht an die Verwirklichung dieses Planes glauben — für mich nicht!

Vorerst kommt ja nun erst die große Treibjagd! Der neue Oberforstmeister will auch dazu herkommen, wir werden das Haus voll Gäste haben! Ach, Onkel Manfred, wie unsagbar freue ich mich!

Es grüßt Dich tausendmal! Suzette!

Er legte den Brief aus der Hand und griff nach dem kleinen Bild, das Susi darstellte in lebenswärmer Natürlichkeit.

Sie stand auf die Schneehölzer gestützt auf breitem Waldweg, eine Gruppe Tannen als Hintergrund.

Eng schloß sich der weiße Sweater um ihre junge, biegsame Gestalt, groß und ernst blickten ihre Augen unter dem weißen Käppchen ihn an, eine Frage stand darin wie träumende Sehnsucht.

* Wie ihn das Bildchen freute!

Es zauberte ihm ihre holde Gegenwart zurück in diesen Raum, greifbar deutlich sah er sie an dem alten Spinett sitzen, hörte er ihre weiche helle Stimme ansezen:

„Ninon . . . Ninon

„Qu' as tu fait de ta vie?“ —

Im Nebenzimmer wurden Schritte laut, er blidte auf aus seiner Verunkenheit. Lilia stand auf der Schwelle der offenstehenden Tür.

„Störe ich dich, Vater?“ fragte sie leise.

„Meine Tochter stört nie! Was möchtest du denn, Lilia?“ —

Sie kam langsam zu ihm heran und stützte beide Hände auf die Armlehne seines Sessels.

„Ich möchte dir etwas erzählen, Vater. Dich um etwas bitten! Aber wirfst du auch Geduld haben, mich anzuhören?“

„Ich bin in Festtagsstimmung!“ er lachte gut gelaunt zu ihr auf, „sang' nur an!“

Ja, er war in guter Stimmung, sie hatte einen günstigen Augenblick gewählt und nachdenklich forschend glitt ihr Blick über sein interessantes Profil. Sie staunte noch immer über die Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war, die ihr nach der längeren Abwesenheit vom Elternhaus ganz besonders auffiel.

Wo war der herrische Tonfall geblieben, den der Vater so oft im Haus anzuschlagen beliebte. Wo der nörgelnde Unmut, den er so oft vom Amtszimmer mit heimgebracht?

Wer oder was hatte ihn so verändert, die Güte gewechselt, die im innersten Kern seines Wesens so lang geschlummert hatte, die so selten nur die dumpfe Atmosphäre ihres Hauses durchschonnt hatte.

Was hatte ihn so gewandelt, den sarkastischen Zug von dem geistvollen Gesicht genommen und dafür ein Etwas hineingeschrieben, das ihr Nachdenken forderte wieder und wieder.

„Nun, Lilia?“ — Leise und zärtlich klang die Frage durch das Dämmerdunkel des Zimmers. „Was ist's, um was du mich bitten möchtest?“ —

„Vater . . . ich habe einen lieb, so lang' schon, und morgen vormittag will er bei dir um mich werben! — Der Leutnant Lassen ist's, der einst hier im Regiment stand. — Wir lieben uns schon lang', Vater, aber ich war zu feig, ich wagte nicht, dir alles mitzuteilen, damals in Swinemünde!“ Ihre Stimme brach und schluchzend lehnte sie den dunklen Kopf an seine Schulter.

„Arme, kleine Lilia! Solch ein Tyrann war ich dir? — Und heut hast du endlich Vertrauen zu mir?“ —

Sie nickte unter Tränen lächelnd zu ihm auf.

„Er hat jetzt Boden unter den Füßen, damals nicht, mußt du wissen. Da war er ganz arm, der Hans. Aber da wollte er so gern auf mich warten und wenn es noch so lang gedauert hätte. Aber jetzt hat ihm sein Onkel Theobald 60 000 Mark hinterlassen, denke dir, Vater, dieses Glück, dieses unsagbare Glück!“ Sie legte die schlanken Arme um seinen Hals und ihre rosige Wange an die seine.

„Vater, darf er kommen?“ —

Er nickte schweigend und strich zärtlich über ihr dunkles Haar.

„Er soll nur kommen, Lilia! Ich will, daß du glücklich wirst. — Es ist etwas so unjagbar Trautiges, wenn man versäumt, dem Ruf des Herzens zu folgen, und es war unrecht von mir, dich so schnell zu binden, nur um dich wohl versorgt zu wissen! Das Leben ist ernst, es fordert unsere ganze Kraft, unsern ganzen Mut, und wohl uns, wenn wir einen Kameraden zur Seite haben, der uns versteht bis in die kleinste Faser unseres Seins, unseres Fühlens und Denkens, der die Last mit uns trägt, daß sie uns leicht dünkt, wie ein Blumenblatt! — Er soll kommen, Lilia!“ — Und einen Kuß auf ihre Stirn drückend, erhob er sich langsam aus seinem Sessel.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstsonett.

Ich war ein Blütenbaum, in dem eine Vogelstimme sang, Sehnsuchtgesiedert erlangt ihr Lied im Jugendchor . . . Als der Baum verfiel, als er seine Blätter verlor, Sang und schluchzte die Stimme das Tal entlang. Doch ihr Schluchzen war süß . . . die Büsche am Hang, Die schon überweht von herbstlichem Rebeklor, Die alte Eiche am See, die einsam fror, Das Echo selbst lauschten und weinten bang. . . Mein Blütenbaum verdorrt . . . Schlanke und sahl Web'n seine Blätter in dem stumpfen Wind, Und seine nackten Äste höhnen kahl. Nur eine Krähe, mager, taub und blind, Krächzt, eh' der letzte Sonnenschein entflieht, Dem harten Frost das letzte batte Lied . . .!

(Nach Sainte-Beuve übertragen von Walter Meissner.)

Erbseanglerkunst.

Von Ed. Wientrich (Magdeburg).

Geht man jetzt am Strome hinab, dann trifft man auf eine Sorte Angler, die sich auf ihre Kunst genau so viel einbilden wie ihre die Nase so entsetzlich hochtragenden Kollegen, welche das „Fischen mit der Fliege“ auf die edle Forelle als das Höchste der Gefühle bezeichnen. Es ist der Erbseangler. Aus solzer Höhe blickt er auf alles herab, was mit „Teig stößt“, ein mitleidiges Lächeln hat er sogar für den Hechtinger, der ihm nach seiner Ansicht auch bei weitem das Wasser nicht reichen kann. Und wird er von so einem mal angedeutet, dann muß der andere hören, daß Menschen, die mit Mutters Waschleine und Speckbaten ans Wasser sieben und solchen den armen Hecht schlucken lassen, bis der Haken zum Weidlohe herauszieht, von Gottes und Rechts wegen überhaupt nicht zu den kunstmäßigen Anglern gezählt werden dürfen.

Die Erbse, — ja, die erst mal sachgemäß zu kochen, ist schon eine Kunst für sich. Weich sollen sie sein, wie Butter, und dabei sollen sie die Schalen aber noch haben. Fragt man solchen Angler, wie das gemacht wird, und er angelt gerade, dann wird man meistens gar keine Antwort, dafür aber wütende Blicke ob der albernen Störung zugeworfen bekommen, denn der Angler im allgemeinen und der Erbseangler im besonderen will von keiner Seele belästigt werden, und er hat eine stille Wut über jeden Schwächer, der sich mit ihm unterhalten will, wenn er seine geliebte Schlanke schwingt. Man muß also einen Erbseangler, wenn er „beruflich“ tätig ist, in Frieden lassen und sich, will man ihn aushorchen, an ihn heranschlängeln, wenn er eingepackt hat und vom Wasser heim will. Dann wird man auch das große Geheimnis des Erbsekochens erfahren können. Und da wird man hören, daß die Erbse, in einen Beutel getan, zum Kochen in die unvermeidliche Grude gesetzt werden. Empfehlenswert ist es, dem Wasser etwas Soda beizugeben. Der Beutel darf natürlich, ebenso wie die Blutwurst, nicht ganz gefüllt werden, sonst pläzt die Geschichte und es gibt dann eben Erbsbrei, mit dem aber, da er nicht am Haken hält, am Wasser nichts anfangen ist. Manche Angler geben wohl noch ein Stück gute Butter oder auch eine Dosis Zucker hinaus, und sie schwören sieben heilige Eide auf ihr bewährtes Rezept, — aber unbedingt nötig ist eine solche Verfälschung wohl nicht. — Sind die Erbse nun so weich gekocht, daß man die einzelnen beim Überstreichen des Beutels nicht mehr fühlt — wobei man sich

hüten muß, daß einem die Finger nicht verbrennen, dann soll man sie in dem Topf erkalten lassen. Sodann hängt man den Sack mit Inhalt an die Luft, und ist das Gewebe notdürftig trocken, dann kann man sicher sein, einen Köder zu haben, mit dem man, wenn man es sonst heraus hat, auch etwas fängt.

Dann das „zeug“. Ja, das ist nun einmal ein besonderes Kapitel, denn das kann dem Erbsenangler nicht fein genug sein. Schmiedfame, wie die feinste Stahlleine federnde, und dabei doch stabile Fünfmeter-Rute, feine, aber haltbare Seidenschnur und dito Borschlag und scharfen, nicht zu langsamfliegenden Haken, der von der Erde ungesähr abgedeckt wird, gehören zur Ausrüstung. Von den Angeln führt der richtiggehende Erbsenangler nicht unter einem halben Dutzend mit sich, die meistens nur in der Schwimmerstärke voneinander abweichen und je nach Wassertiefe, Strömung und Wind verwendet werden. Wenn es sonst nicht ohne weiteres zu sehen ist, wirft der Erbsenangler vor Beginn seiner Tätigkeit ein Stückchen Holz oder dergleichen in gehöriger Entfernung vom Ufer auf das Wasser, um festzustellen, ob eine gleichmäßige, nicht zu schnelle Strömung vorhanden ist. Dann wird durch Loten die genaue Wassertiefe ermittelt, das Floß entsprechend eingestellt, möglichst reichlich angefüllt, und dann kann der Zauber losgehen. Beim Auschwingen sollen Erbte mit Haken — nicht das Blei — zuerst die Wasseroberfläche berühren. Und dann heißt es aufpassen; so lange die Angel schwimmt, gibt es kein Augenblinken, scharf ist der Schwimmer zu beobachten, und bei dem leisesten Vib muss a tempo auch schon der Anhieb da sein, sonst ist es meistens mit dem lange Essig. Hat der Wurmangler einen Vib, dann kann er sich Zeit lassen, bis der Fisch Köder und Haken verschluckt hat. Der Teigangler wird oft genug noch Erfolg haben, wenn der Schwimmer zum zweiten Male untertaucht; aber beim Erbsenangler muß Vib und Anhieb eins sein. Und weil das mancher nie und dann meistens noch unvollkommen lernt, ist der Erbsenangler mit Recht so stolz auf seine Kunst.

Auf langgestrecktem Bubnenrücken, der unweit des Herrenkruges eben erst vom Hochwasser frei wurde, steht solch alter, ausgetrockneter Erbsenangler. Gut gefangen hat er, und er ist zufrieden, was bei den Anglern meistens selten der Fall ist, aber er sagt das seinem Menschen, und würde man ihn wegen des Rejultates fragen, dann befäme man günstigenfalls die ortsübliche Auskunft: „n' paat Gnatten!“

Es ist Abend geworden. Wie ein glühender Ball steht die Sonne dicht über dem westlichen Horizonte, zaubert an die Ränder der schwarzen Wolkenberge einen silbrig schimmernden Gürtel und schüttet von da aus lange, dunkle Strahlen in das tiefe Blau des Himmels. Aus den Wiesen lodern die Rebhühner, in den Büschen gacken einige Fasanenhähne.

Ein Zuschauer hat sich eingefunden, der mit seinen be Nagelten Sohlen ein bedeutendes Getöse verursacht, sich nun wie ein Pfahl hinter dem Angler aufgespanzt hat und nach Ansicht des letzteren viel überflüssige Fragen stellt, die entweder gar nicht oder nur einflügig beantwortet werden. Eine ganze Weile läßt sich der Angler diese Störung gefallen, dann knurrt er aber, als er sich umdreht, um seinen Erbenvorrat zu ergänzen, den ungewöhnlichen Gast grob wie Bohnenstroh an: „Na, möchten Sie Gott sei Dank schon geben, oder bleiben Sie leider Gottes noch ein bisschen da?“

Höhnisch erwidert der Richtangler: „Wenn Sie gestatten, bleibe ich eben leider Gottes noch ein bisschen da!“ — „Das können Sie zum Kudus nun auch tun bis in alle Ewigkeit, denn ich muß jetzt aufhören, weil Sie Anglusswurm ja auf meinen Sack mit den Erbsen getreten haben, und mit dem Brei sollen meinelwegen Sie jetzt angeln!“

Doch er ohnehin bald aufgehört hätte, verrät er natürlich nicht. Der andere stammelt betreten eine Entschuldigung und verläßt den Ort seiner Missrat, aber nicht ohne noch gelebten zu haben, wie man ein handliches Nes, fast gefüllt mit zapplendem Inhalt, dem Wasser entnimmt.

In der übernächsten Buhne verrät er seinem Freunde, der dort auch mit Erbsen angelt, aber nichts erzielte, die legendenreiche Fangstelle. Spontanreichs kommt der nun angebaste, um hier sein Glück zu versuchen. Aber der Alte bekommt immer größere Augen, als er nebenbei sieht, wie sein junger Spartenlöse mit ein und derselben Erbte, die wie angenagelt auf dem Haken sitzt, andauernd angelt. „Sagen Sie mal, wo haben Sie denn eigentlich Ihre Erbsen?“ fragt da der Alte. „Zit und prompt kommt die Antwort: „Hier in meiner rechten Westentasche habe ich noch sechs Stück, und eine auf dem Haken. Mit der habe ich leider schon eine Hakenspitze abgebrochen; — sie wollte absolut nicht drauf. Ich muß die Erbsen jedenfalls wohl etwas länger einquellen!“ Da grinst der Alte übers ganze Gesicht, und im Fortgehen sagt er nur noch: „Na ja, da quellen Sie man!“

Guter Rat ist billig.

Eine schwäbische, kleine, wirkliche Sache.
Von Alfred Auerbach.

Am Gepäckhalter Hauptbahnhof. — Viele Leute! Noch mehr Koffer! Viel Zeit — haben die Leute am Schalter. Ich habe nur ein Rad. Und schwäbische Geduld.

In Reih und Glied sind eine Menge Leute, die teilweise auch Geduld haben.

Ein Gepäckträger erreicht die Reihe, wirft seinen Koffer einfach auf die Wage und sagt: „Machet e bißle, daß des no mißkommt.“

Ich protestiere, denn ich bin der Nächste, der an die Reihe kommt. — Der Mann bleibt fest. „Des muß jo glei fort.“ Die Leute hinter mir revoltieren sanft mit.

„Des muß alei fort.“

Der Beamte protestiert zwar, aber er fertigt den Gepäckträger zuerst ab.

Der läßt sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Machet no loi so G'schrei, ihr Dadel, 's muß glei fort.“ Die Leute hinter mir haben die Befriedigung offenbar nicht verstanden, sie war mehr gemurmelter Monolog als offenkundige Anrede.

Ich überlege als Schwabe gründlich, ob die Anwendung eine Antwort verdient oder nicht. Bevor ich zu einem unverständbaren Resultat komme, ist der Mann fertig.

„Gudet Se, Mändle, so muß mer's mache, no goht's vom Fleda. Der Koffer muß no lang net fort, aber i fa' fort.“

Welt u. Wissen

Eine Expedition in ein verwunschenes Paradies. Galápagos ist eine Inselgruppe im Stillen Ozean, die vom Aquator durchschnitten wird und 800 Kilometer vom nächsten Punkte in Südamerika, 1150 Kilometer von Costa Rica entfernt liegt. Sie war das Ziel einer Expedition unter Leitung eines Amerikaners William Beebe, deren Ergebnis er in einem Buch schildert, das jetzt in einer deutschen Ausgabe bei Brockhaus, Leipzig, unter dem Titel: Galápagos, das Ende der Welt (mit 95 bunten und einfarbigen Abbildungen und 3 Karten) vorliegt. Galápagosinseln bedeutet Schildkröteninseln. Der Mensch wurde zu ihnen gelockt durch Durst, Krieg, Schildkrötenfleisch und das Geheimnis, das sie umschwebte. Seeräuber und Freibeuter waren ihre ersten Besucher, und so haben die Inseln eine Geschichte, die sich über einen Zeitraum von fast 400 Jahren verfolgen läßt. „Sie waren,“ wie Beebe in einem Kapitel seines Buches erzählt, das dieser Geschichte gewidmet ist, „der Schauspiel von Dramen, Lustspielen, Trauerpielen und Mysterien, die an Mannigfaltigkeit und Reiz kaum übertrroffen werden können.“ — Die Inseln sind vulkanischen Ursprungs und mögen einst mit dem südamerikanischen Festland zusammengehangen haben; durch eine gewaltige Naturkatastrophe verschwand das verbindende Land in der Meerestiefe, und heute ragen nur noch seine höchsten Vulkane als Inseln — die Galápagosinseln — aus dem Meer. Eigentümlich wie ihr Ursprung ist, scheinen sie in dem Stadium der Entwicklung stehengeblieben zu sein, in dem die Katastrophe sie ereilte. Noch heute bevölkern ihre Ufer meterlange vorweltliche Ungetüme, die einzigen Meerechsen der Welt. Die Tiere der Inseln lassen sich mit Artgenossen auf dem Festland meist nicht vergleichen. Sie sind geheimnisvoll wie das Land, das sie bevölkern. Charles Darwin hat einst einen Monat auf den Inseln geforscht, und seine Beobachtungen gaben ihm vielleicht die erste Anregung zu seiner Abstammungslehre. Seit jener Zeit sind die Inseln mit ihrem Tierleben fast unverändert geblieben. Monat für Monat, Jahr für Jahr schauten die Kriechtiere, die Vögel, die Seelöwen nur die eigene Art. Geschlechter dieser Tiere kamen und gingen, ohne je ein menschliches Wesen zu erblicken. So ist ihre hervorstechendste Eigenschaft eine ganz unglaublich anmutende Zutrefflichkeit. Mag es sich um einen stolzen Reiber, einen plumpen Pinguin, eine flinke, buntfahrbende Tropidurusschildkröte, mag es sich um Tropivögel, Zauberkönige, Finken, Soottdrosseln, Tauben oder Eulen, Meerleuchten, Drusentiere, Krabben oder Seelöwen handeln, sie alle kommen in paradiesischer Arglosigkeit an den Menschen heran, ihn neugierig zu betrachten. Sie folgen ihm, ja versuchen mit ihm zu spielen. — Aber nicht nur Fauna und Flora der Inseln selbst werden von Beebes Expedition erforscht, sondern auch das Meer, das sie umspült, und die Flutkümpel, die sich auf ihrem Strand bilden. Auch hier ist der Leser überrascht von der Fülle der Lebewesen, die uns einen wirklichen Naturjäger wie Beebe vorführen kann, mag er sie nun als Parasiten auf einem Hai finden, mit dem Grundzus aus der Tiefe des Meeres hervorholen oder mit Angel und Netz in Tümpeln fangen.

Die Welt der Frau

Freundschaften der Kinder.

Freundschaften, die Kinder schließen, sind meist nicht von langer Dauer. Auf ihrem Wege lohnt sie bald das eine, bald das andere. Sie nehmen, sie geben und wenden sich dann andern Dingen zu. Erste Kinderfreundschaften sind meist Gelegenheitsfreundschaften. Sie stammen aus der Nachbarschaft, vom Spielplatz oder aus der Schule. Ein hübsches Spielzeug, gleiche Freude, gleiches Leid auf der Schulbank, das knüpft aneinander. Aber das Band ist nur lose und bedeutet nichts. Erst wenn das Kind in die Lage kommt, wirklich frei zu wählen, werden sich bei der Wahl der Freunde Charakteranlagen enthüllen.

Das meiste Interesse bringt den Freundschaften wohl die Mutter entgegen. Sie, die in den ersten Lebensjahren der kleinen Lebensinhalte der Kinder war, wird nicht ohne ein leises Gefühl der Wehmut bemerken, wie die jungen Seelen neue Anregungen suchen. Da öffnet sich ihnen zuerst in der Schule eine neue Welt. Der Lehrer oder die Lehrerin, die es versiehen, ihnen den Schatz des Wissens recht lebendig nahe zu bringen, genießen oft die überschwengliche Liebe der Kinder, und die Mutter macht die schmerliche Erfahrung, daß die neuen Beziehungen sie in den Hintergrund drängen. Ist es hier der Eindruck des ganz Neuen, der gefangen nimmt — und die Begabten am meisten — so treten in der späteren Zeit bei der Wahl der Freunde und beim Umgang mit ihnen besondere Anlagen der Kinder hervor. Dem verständnisvollen Erwachsenen zeigt sich bald, nach welchen Gesichtspunkten unbewußt die Freunde gewählt werden. Das eine Kind wählt immer die klügsten unter den Kameraden, das andere sucht solche, die ihm Freundschaft leisten, wieder andere lassen sich durch die äußere Erscheinung beeinflussen oder durch die gesellschaftliche Stellung. Am bequemsten ist es, wenn die Kinder ihre Freunde bei denen suchen, die unter den gleichen äußeren Voraussetzungen leben. Da finden sich viel gemeinsame Interessen, und es lassen sich eine Menge Anregungen gewinnen, die für die weitere Entwicklung von Bedeutung sind. Schwieriger ist es schon, wenn die Freundschaft in eine andere Umwelt führt. Da schleicht sich leicht Unzufriedenheit oder Überheblichkeit in die Seele der Kinder. Aufgabe der Mutter ist es, bei der Wahl der Freunde mit geschickter Hand zu lenken, ohne daß die Leitung spürbar wird. Vom Gefühl einer gewissen Eifersucht beeinflußt, an allen Freundschaften herumzudeln, wäre falsch. Aber auch an einem Freunde, der als leuchtendes Vorbild hingestellt wird, ist die Freude bald verloren. Während hier zu großes Lob schadet, wächst an einem anderen, dessen Schattenseiten zu oft hervorgehoben werden, zuweilen das Interesse. Am besten ist es, wenn man sich möglichst wenig einmischt und die Kinder gewähren lässt. Man soll ihre Freundschaften unterstützen und pflegen. Sollten wettern sie ja für das Leben geschlossen. Es stellen sich Misslängen ein, es kommt zum Bruch, der sich je nach Veranlagung heftiger oder ruhiger vollzieht, und der keine tiefen Schmerzen bereitet. Neue Menschen treuen den Weg, neue Beziehungen werden angeknüpft. Und wenn später der Blick rückwärts schweift, so bleiben doch Erinnerungen an gemeinsam verlebte Stunden mit dem Namen des Freundes verbunden.

Je größer die Kinder werden, um so bedeutungsvoller werden die Freundschaften, die sie schließen. Sie werden selbständiger, fremde Häuser tun sich ihnen auf. Vergleiche mit dem eigenen Zuhause werden gesogen, die nicht immer zugunsten des Elternhauses ausfallen, da merkt eine Mutter, daß ihr Sohn sich immer vornehmen Kameraden zugesellt. Voller Bewunderung erzählt er von den klugvollen Titeln und berühmten Namen, die er im Hause der Freunde hört. Gelegentlich bemerkt sie auch, wie er anderen Kameraden gegenüber mit der vornehmten Bekanntheit prahlst, um bei ihnen Eindruck zu machen. Es wird ihr vielleicht die traurige Erkenntnis werden, daß das Elternhaus nicht ganz schuldlos daran ist, daß ihr Kind solch großes Gewicht auf Euerlichkeit legt. Vielleicht hat es Gefährde der Erwachsenen beobachtet, aus denen es übertriebene Ehrfurcht vor Titeln und Abstammung heraushörte. In solchem Falle heißt es energisch eingreifen, um dem Prahlst den rechten Weg zu weisen. Am besten wird es wohl gelingen, indem man sein Ehrgefühl anruft, ihm klar macht, daß es verächtlich ist, sich mit fremdem Glanz zu umgeben, und daß das nur Menschen tun, die nicht anständig sind, selbst etwas Tüchtiges zu leisten. Ein anderes Kind kommt in das Haus eines wohlhabenden Freundes. Die reiche Gastlichkeit erregt keine Begeisterung, die schönen Dinge,

die der Kamerad besitzt, lassen den Wunsch laut werden: „Hättest du es doch auch so gut!“ Die Mutter, die beobachtet und an allem Tun des Kindes teilnimmt, muß auch hier dafür sorgen, daß die Bewunderung für den Reichtum nicht übertrieben wird, und muß ihrem Kinde klar machen, daß es gar nicht so beneidenswert ist, alles zu bekommen, was man sich wünscht. Eine rechte Mutter wird immer den Weg finden, der zum Besten ihres Kindes ist. Und wenn der Umgang in Freundschaftshäusern bei größeren Kindern den Vergleich mit dem Elternhause herausfordert, so wird es ihr, sofern sie das Vertrauen des Kindes besitzt, nicht verborgen bleiben, wenn er zuungunsten des Elternhauses aussfällt, und — daraus wird sie manchmal lernen, was sie selbst besser machen könnte. Sie soll auch da Übertriebungen mildern und kein Gefühl der Eifersucht auskommen lassen. Denkt sie an die eigene Jugend zurück, so wird sie finden, daß auch ihr gelegentlich das Haus einer Freundin in hellerem Glanz erschien als das Elternhaus, weil es aus dem Lichte des Alltags herausgerückt war. Aber das war nur vorübergehend. So ist es auch bei unseren Kindern. Mögen zuweilen andere Gestalten in den Vordergrund gerückt sein, ihre Liebe wird immer wieder zur häuslichen Gemeinschaft zurückkehren, und die beste Freundin wird trotz aller anderen Freundschaften immer die Mutter sein, die es versteht, in der Seele ihres Kindes richtig zu lesen.

Cläre Wirsching.

Vom Lesen.

Von Elsiede Jessen.

Bücher machen nicht gut oder schlecht; aber besser oder schlechter machen sie doch. Das stimmt jedenfalls. Es ist nicht gleichgültig, was man liest, was man wahllos herunterschlingt. Die geistige Einwirkung eines Buches ist mit ausschlaggebend für den Aufbau unseres Ichs. Man sollte acht geben auf das, was man liest.

Vielleicht jede Frau entdeckt doch beim näheren Zusehen irgend eine Richtung in sich, die sie beim Lesen, wenn sie geschickt auf den rechten Weg geführt wurde, verfolgt. Die eine liest gern historische Begebenheiten, die andere liebt sich ins Tierleben zu vertiefen, die dritte verträumt sich in alte Sagen oder fremdartige Märchen; eine andere versinkt sich gern in Reisebeschreibungen oder in die Sternenwelt oder in Erotik, in nordische Literatur, in die Klassik oder in die Moderne. Oder wie jene Fischerfrau auf der Insel Rügen, liebt sie nur Gedichten, „die wahr sind und wo das Meer und Segelboote drin vorkommen“.

Je härter das Leben ist, je stählerner es einer anpaßt, desto größer ist der Wunsch, sich abzuwenden von Härte und Kälte. Im Grunde sucht man ja in den Büchern, die man nicht des Studiums wegen liest, nur immer sich selbst, ist von ihnen dann am meisten bestrieden, wenn sie irgendwie leise unseres Innersten nachsehen, mag es sich da um Pläne, füchtne Träume, erlahmten Willen oder um vermissten Trost handeln.

Und wie werden Bücher oft gelesen? Zum richtigen Lesen gehört eine Technik, die ein Stück Selbstzersetzung ist. Die vielbeschwerte Unart, daß Frauen das Buch mit der letzten Seite zu lesen beginnen, möchte noch hingehen, wenn nicht eine viel schlimmere bestünde: das Halblesen. Abgrogens eine Unzugenugend, die sehr viele Frauen bestehen. Sie lesen mit den Augen, unterdessen kriechen ihnen Gedanken durch die Zeilen und treiben zur Eile, gestatten nicht eine ausführlich liebevolle Beschreibung einer Landschaft, eines Charakters, einen Monolog richtig aufzunehmen. Ganze Seiten werden übersprungen. Abgesehen davon, daß das eine Unzugenugend gegen den Autor und sein Werk ist — man erhält auch ein ganz falsches Bild von beiden. Ein gewisser Respekt, eine Achtung vor der Arbeit ist immerhin notwendig, um eine richtige Einstellung zum Schaffenden und Geschaffenen zu bekommen. Bücher anfangen zu lesen, sie dann beiseite legen, ein anderes beginnen, vielleicht noch ein drittes — das ist auch eine Unzugenugend, die ein bezeichnendes Licht auf die Frau wirft und den Männern das Recht einräumt, molant über uns zu lächeln.

Sich mit einem Buch zur rechten Zeit, in richtiger Stimmung in eine Ecke zu verflüchteln, es ohne Heft und Tasche zu lesen, so, als würden die Worte, die man liest, gesprochen — das kann dann ein Genuss sein, der vieles weitmacht, was sich einem entzogen ist: an Höchlichem, Trübsamem, Falschem, Trostlosem.